

Grenzsetzende Macht

Geopolitische Strategien europäischer Identitätsbildung

Manuela Boatcă

Zusammenfassung: Mit Hilfe einer historisch-vergleichenden Perspektive wird in dem Beitrag die These aufgestellt, dass die politisch wirksamsten und strategisch langlebigsten Grenzziehungen der Moderne weniger die zwischen Nationalstaaten waren als vielmehr diejenigen, deren orientierungs- und identitätsbildende Funktion auf der Aufrechterhaltung eines Machtgefälles basierte, durch das kulturelle, religiöse oder wirtschaftliche Differenzen essenzialisiert wurden. Dabei wird argumentiert, dass die historisch einzigartige Definitionsmacht, die den verschiedenen Versionen der West/Rest- bzw. Nord/Süd-Erklärungsmodelle bis heute Gültigkeit verliehen hat, auf zwei Elemente zurückgeht: zum einen auf die konstitutive Beziehung zwischen westlichen Vorstellungen kultureller Differenz und der weltweiten westlichen Herrschaft („Okzidentalismus“), zum anderen auf die universalisierende Perspektive, die in diesem Herrschaftskontext zur einzig gültigen wissenschaftlichen Darstellung des Raumes erklärt wurde („Hybris des Nullpunkts“). Die historischen und aktuellen Auswirkungen dieser diskursiven politischen Strategie für die Konstruktion essenzialisierter Räume werden an den Beispielen Lateinamerikas und Osteuropas als typische Produkte asymmetrischer Grenzziehungen exemplarisch aufgezeigt.

Schlüsselwörter: „Mental maps“ · Lateinamerika · Osteuropa · Okzidentalismus · Europäisierung

Border-setting power – Geopolitical strategies of European identity building

Abstract: Using a historical and comparative perspective, the present article argues that the politically most effective and strategically most enduring boundaries of modernity were not those between nation-states, but rather those whose orienting and identity building function were based on the maintenance of a power imbalance essentializing cultural, religious or economic differences. The main argument is that the historically unique power of definition, which has conferred validity to the different versions of the West/Rest or North/South explanatory models up to this day, can be traced back to two elements: on the one hand, to the constitutive relationship between Western notions of cultural difference and the global Western power (“Occidentalism”), on the other hand, to the universalizing perspective which in this power context was declared as the only valid scientific representation of space (“hubris of the zero point”). The historical and

© VS-Verlag 2010

Dr. M. Boatcă (✉)
Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie und Soziologische Theorie,
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Ostenstraße 26,
85072 Eichstätt, Deutschland
E-Mail: manuela.boatca@ku-eichstaett.de

current impact of this discursive strategy for constructing essentialized spaces are shown using the examples of Latin America and Eastern Europe as typical products of asymmetric boundaries.

Keywords: Mental maps · Latin America · Eastern Europe · Europeanization · Occidentalism

Des frontières comme effets de pouvoir – Stratégies géopolitiques de formation de l’identité européenne

Résumé: À partir d’une perspective historique comparative, cet article avance la thèse que les frontières politiquement les plus efficaces et stratégiquement les plus durables à l’époque moderne étaient bien moins celles entre les États-nations que celles dont la fonction en termes d’orientation et de constitution de l’identité reposaient sur le maintien d’un différentiel de pouvoir cherchant à essentialiser des différences culturelles, religieuses ou économiques. L’argument défendu ici est que le pouvoir de définition historiquement unique qui a sous-tendu jusqu’à nos jours les différents modèles explicatifs du type l’Ouest/le reste ou Nord/Sud, procède de deux éléments: d’une part, du lien constitutif entre les conceptions occidentales de la différence culturelle et la domination occidentale dans le monde entier („occidentalisme“); d’autre part, de la perspective universalisante élevée dans ce contexte de domination au rang de seule représentation scientifique valable de l’espace („hybris du point zéro“). Les répercussions passées et présentes de cette stratégie politique discursive pour la construction d’espaces essentialisés sont illustrées à partir de l’exemple de l’Amérique latine et de l’Europe de l’Est en tant que produits typiques de frontières tracées de manière asymétrique.

Mots-clés: „Géographie mentale“ · Amérique latine · Europe de l’Est · Occidentalisme · Européisation

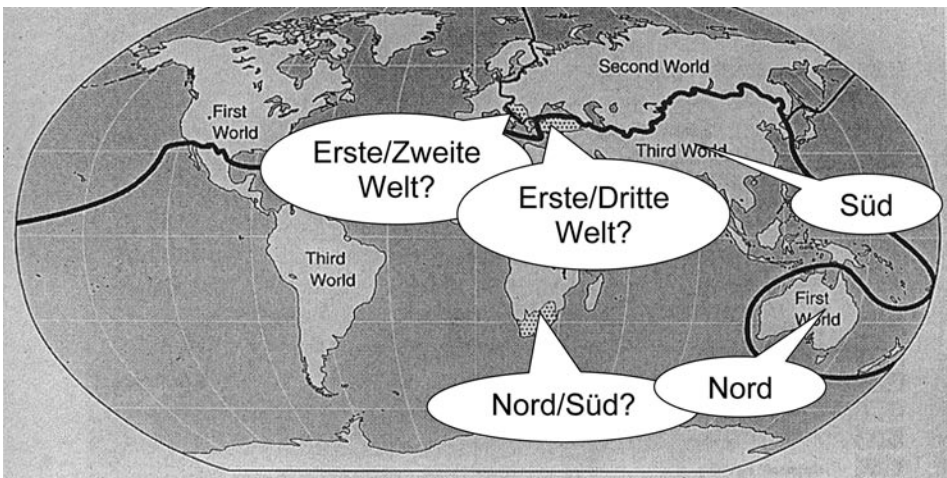
1 Einleitung

Das Bedürfnis nach Grenzziehungen – ob in der Form von Gruppengrenzen, Regionaleinteilungen, Staats- und Kontinentalgrenzen – ist Teil des allgemeinen Drangs nach Kategorisierung und Klassifikation, den Kognitionspsychologen als universelle menschliche Anlage betrachten. Indem sie die Welt in Kategorien ordnen, über die Voraussagen getroffen werden können, tragen Grenzen zur Reduktion von Komplexität bei und gehören somit zum Orientierungsarsenal menschlichen Denkens. „People put things and other people in mental boxes, give each box a name, and thereafter treat the contents of a box the same (...). We can’t know everything about every object. But we can observe some of its properties, assign it to a category, and from the category predict properties that we have *not* observed. The smaller the category, the better the prediction.“ (Pinker 1997, S. 306 f.).

Dabei sind die Kategorien, die durch Abgrenzung zustande kommen, selten symmetrisch. Im Falle von Gruppenbeziehungen sind Abgrenzungsstrategien, die einerseits dem Ausschluss und der Stigmatisierung der fremden Gruppe und andererseits der Identitätsstiftung und Machtsicherung der eigenen Gruppe dienen, für Prozesse der sozialen Gruppenbildung kennzeichnend, die Norbert Elias als Etablierte-Außenseiter-Figurationen bezeichnet hat (vgl. Elias 1990). Dieselbe Tendenz, die Eigengruppe aufzuwerten und die Fremdgruppe abzuwerten, hat sich in sozialpsychologischen Experimenten auch für vollkommen willkürlich definierte Gruppengrenzen nachweisen lassen – in denen die

Zugehörigkeit z. B. per Münzwurf entschieden wurde – und die dennoch einen sogenannten „spontanen Ethnozentrismus“ zur Folge hatten: Innerhalb kürzester Zeit werden reale oder angenommene Merkmale als definitorisch für die Eigengruppe konstruiert und zur Abgrenzung und Abwertung von Merkmalen, die als charakteristisch für die Fremdgruppe angesehen werden, verwendet (vgl. Pinker 1997, S. 513 f.). Dies gilt nicht nur auf der Mikroebene zwischenmenschlicher Interaktion, sondern auch auf der Makroebene internationaler Beziehungen – mit entsprechend bedeutsamen Konsequenzen.

Wie wichtig die Orientierungsfunktion von willkürlichen oder inhaltlich motivierten Grenzziehungen ist, zeigt sich dabei anhand ihrer Beständigkeit. So hält sich die analytische Kategorie der Dritten Welt als politischer und ökonomischer Gegenpol zur Ersten Welt nach wie vor hartnäckig in der sozialwissenschaftlichen Literatur, obwohl der sogenannten Zweiten Welt, die notwendig zu der Aufteilung dazugehörte, seit dem Ende des Kalten Krieges so gut wie keine soziale Wirklichkeit mehr entspricht (vgl. Lewis u. Wigen 1997, S. 4). Dafür stimmt das vereinfachte Erste- vs. Dritte-Welt-Schema umso mehr mit dem Nord-Süd-Gegensatz überein, dem sowohl das Kriterium sozioökonomischer Entwicklung als auch – implizit – das der Hautfarbe zugrunde liegt. Zum einen betont dies die wirtschaftlichen Disparitäten zwischen der Ersten und der Dritten Welt und zum anderen lässt es die ehemalige Zweite Welt praktischerweise in einer Grauzone zwischen den beiden Polen verschwinden. Dabei reproduziert das Nord-Süd-Modell die Ungereimtheiten, die dem Drei-Welten-Schema innewohnen, und produziert seinerseits neue Grenzfälle, die dazu geeignet wären, den Orientierungsgehalt der Klassifikation infrage zu stellen: Die Türkei, meist der Dritten Welt zugeordnet, wird nicht selten in geopolitischen Diskussionen als Teil der Ersten Welt angeführt; Ex-Jugoslawien, aus politischer Sicht eindeutig der Zweiten Welt zuzurechnen, war während des Kalten Krieges ökonomisch eher Teil der Ersten. Dagegen wird China eindeutig dem Süden zugeteilt, während Australien und Neuseeland trotz geografischer Lage dem (kulturellen und ökonomischen) Norden zugesprochen werden (Abb. 1).



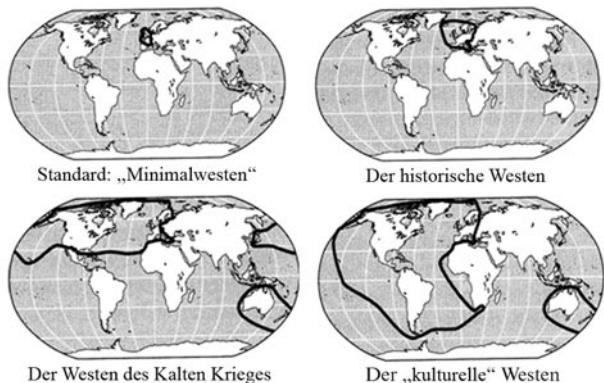
Quelle: Lewis & Wigen 1997, S. 5

Abb. 1: Metageografie des Kalten Krieges

Die identitätsbildende Funktion sowie die Asymmetriequelle solcher auch immer ungenauen Abgrenzungen werden jedoch sofort deutlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass sie Teil des übergeordneten West/Rest-Paradigmas sind, unter das sich die Gegensatzpaare Nord/Süd, Erste/Zweite Welt, Erste/Dritte Welt oder Zentrum/Peripherie subsumieren lassen. Als binäre Opposition, die einen wissenschaftlich, ökonomisch, technisch, militärisch und politisch überlegenen Westen einem entsprechend unterlegenen Rest der Welt entgegensetzt, basiert der West/Rest-Kontrast wiederum auf der viel älteren West/Ost-Unterscheidung, die dazu diente, die Grenzen zwischen Zivilisation und Barbarei, Fortschritt und Stagnation oder Demokratie und Despotie an essentialisierenden Vorstellungen von Okzident einerseits und Orient andererseits festzumachen. Während jedoch die Einteilung in West und Ost ein primär kulturelles und politisches Gefälle ausdrücken soll, umfasst das West/Rest-Modell auch die sozioökonomischen Unterschiede, die meist über den Kontrast von Nord und Süd definiert werden (Abb. 2).

Solche Repräsentationssysteme basieren auf einer besonderen Form von kognitiven Landkarten oder „mental maps“, die der eingangs angeführten Reduktion von Komplexität dienen sollen. Während die meisten individuellen oder gruppenspezifischen kognitiven Landkarten sich binärer Oppositionen bedienen, um Unterschiede zwischen „eigen“ und „fremd“ begrifflich zu fassen, bleibt der dadurch erhobene Wahrheitsanspruch der Herkunftsgruppe immanent. Im Gegensatz dazu vereinigen die hier besprochenen kognitiven Landkarten den typischen Anspruch auf objektive Wahrheit mit einem territorialen Projekt kolonialer oder imperialer Natur und mit der Definitionsmacht, die notwendig ist, diese Repräsentation sowohl in der In-Group als auch in der vorgesehenen Out-Group (in diesem Falle: dem „Rest“) als gültig durchzusetzen. Sie beruhen also hauptsächlich auf einer diskursiven Praxis innerhalb einer Machtstruktur; sie sind, mit Fernando Coronils Worten, imperiale Landkarten (vgl. Coronil 1996). Als solche sind sie um Konzepte von Rasse, Ethnizität oder religiöser Identität strukturiert, die häufig als Legitimationsgrundlage für politisch-territoriale wie für moralisch-symbolische Grenzen angesehen wurden und werden. Ethnische, kulturell-religiöse oder Rassenidentitäten sind jedoch das Explanandum, nicht das Explanans von Ab- und Ausgrenzungsprozessen, das heißt sie entstehen oft erst durch die Festlegung einer sie trennenden Grenze. Indem sie jeweils nur *eine* Position im Aushandlungsprozess solcher Identitäten abbilden und diese

Abb. 2: Versionen des Westens



Zusammengestellt ans: Lewis & Wigen 1997, S. 50

als feststehend und statisch darstellen (vgl. Lewis u. Wigen 1997, S. 11), verdecken administrative wie kognitive Landkarten genauso viel, wie sie aufdecken – entgegen ihrem Anspruch, die soziale Realität objektiv zu beschreiben.

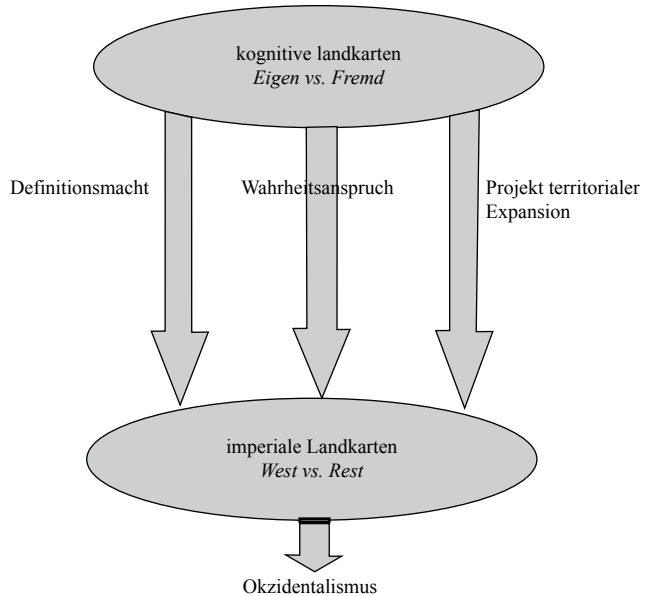
Den Auswirkungen, die durch die Monopolstellung *eines* Betrachtungswinkels im kartografischen Diskurs entstehen, gilt es im Folgenden an den Beispielen Lateinamerikas und Osteuropas als typische Produkte dieser diskursiven Praxis asymmetrischer Grenzbeziehungen nachzugehen. Das Hauptargument dabei lautet, dass die historisch einzigartige Definitionsmacht, die den verschiedenen Versionen der West/Rest- bzw. Nord/Süd-Erklärungsmodelle bis heute Gültigkeit verliehen hat, auf zwei Elemente zurückgeht: zum einen auf die konstitutive Beziehung zwischen westlichen Vorstellungen kultureller Differenz und der weltweiten westlichen Herrschaft, die Fernando Coronil (1996) „Okzidentalismus“ nennt; zum anderen auf die universalisierende Perspektive, die in diesem Herrschaftskontext zur einzig gültigen wissenschaftlichen Darstellung des Raumes erklärt wurde und die Santiago Castro-Gómez (2006) als „Hybris des Nullpunkts“ bezeichnet.

2 Orientalismus und Okzidentalismus

Als Diskurs, der die westlichen Repräsentationen des Anderen beherrschte und der es der westeuropäischen Kultur erlaubte, an „Macht und Identität zu gewinnen, indem sie sich von dem Orient als eine Art Ersatz und sogar Untergrund-Selbst absetzte“ (Said 1979, S. 3), entstand der Orientalismus in der Zeit nach der Aufklärung. Wissenschaftliche und literarische Darstellungen in den darauffolgenden Jahrhunderten produzierten ein Bild des Okzidents als fortschrittlich, rational, zivilisiert, ja sogar biologisch überlegen. Gleichzeitig fungierten die Vorstellungen über die Sinnlichkeit des Orients in der literarischen Romantik, die Dominierbarkeit Indiens, den Fanatismus des Islam und die statische Natur Chinas in geschichtsphilosophischen Werken von Hegel bis Marx als Hintergrund für Repräsentationen des Orients als rückständig, irrational, zivilisierungsbedürftig und rassistisch unterlegen, was „den Orient“ zum legitimen Objekt europäischer Kolonialisierung und Kontrolle machte.

In Anlehnung an Edward Said wiesen Fernando Coronil und Walter Mignolo jedoch darauf hin, dass der Orientalismus des 18. und 19. Jahrhunderts ohne eine vorherige Vorstellung von einem „Okzident“, dessen Entstehung die Autoren auf die Anfänge westeuropäischer kolonialer Expansion im langen sechzehnten Jahrhundert zurückführen, nicht möglich gewesen wäre. Als Ausdruck einer „konstitutiven Beziehung zwischen westlichen Repräsentationen kultureller Differenz und weltweiter westlicher Herrschaft“ (Coronil 1996, S. 57) stellt der Okzidentalismus aus dieser Sicht nicht das Pendant des Orientalismus, sondern seine Vorbedingung dar. Er ist ein Diskurs *aus dem* und *über den* Westen, der die Voraussetzungen für die Diskurse über die Anderen des Westens – das heißt für Orientalismus, aber auch für Antisemitismus, Rassismus gegen Nicht-Weiße sowie für Sexismus schafft. Das im 16. Jahrhundert entstandene geopolitische Konzept des Okzidents ist somit viel mehr als ein physischer Ort auf einer Landkarte. Es ist ein epistemischer Standort für die Produktion hegemonialer „mental maps“ oder imperialer Landkarten, die eine diskursive Machtkomponente beinhalten (vgl. Abb. 3).

Abb. 3: Von kognitiven zu imperialen Landkarten



Laut Mignolo war der Okzidentalismus die Erkenntnisperspektive, die durch die Errichtung der westlichen Hegemonie als globales Machtmodell entstanden ist. Demnach erfolgte mit der Kolonisierung der Welt ab dem Ende des 15. Jahrhunderts nicht nur ihre Aufteilung in wirtschaftliche Zentren, Semi-Peripherien und Peripherien mit ihren jeweiligen Systemen der Arbeitskontrolle, sondern auch eine Klassifizierung der Weltteile in Bezug auf den Grad ihrer Verwestlichung mit dem Ziel, „Unterschiede in Werte umzuwandeln“ (Mignolo 2000, S. 13) und diese in funktionalen Hierarchien zu organisieren. In dem Maße, in dem das Weltsystem modern wurde, wurde es also auch zunehmend kolonial, indem es „koloniale Differenzen“¹ wie ethnische, Rassen- und Klassenhierarchien in seine Selbstdefinition einfließen ließ. Heutige Zentren und Peripherien der Weltwirtschaft oder ihre metaphorischen Äquivalente wie Nord/Süd, Erste und Dritte Welt spiegeln somit nicht nur *wirtschaftliche* und *politische* Unterschiede wider, sondern verstärken gleichzeitig historisch konstruierte, *epistemologische* Differenzen zwischen „entwickelten“ und „unterentwickelten“ Gesellschaften, wobei letztere im Hinblick auf die Wissensproduktion zu „verstumten Gesellschaften“ („silenced societies“) werden

1 Sowohl die lateinamerikanischen als auch die indischen „subaltern studies“ arbeiten mit dem Begriff der „kolonialen Differenz“ (Chatterjee 1993; Mignolo 1995), um die Reorganisation der Kriterien sozialer Schichtung in den Kolonien, in denen das Rassenprinzip gegenüber dem Klassenprinzip Vorrang erlangte, zu konzeptualisieren. Während jedoch indische „subaltern studies“ ihre Anwendung auf den kolonialen Staat in Indien beschränken, stellt das Konzept der „kolonialen Differenz“ im Kontext des lateinamerikanischen Postkolonialismus einen der wichtigsten gemeinsamen Nenner des globalen Phänomens der Kolonialität (vgl. Quijano 2000) dar, womit die im dominanten Geschichtsdiskurs systematisch ausgeblendete bzw. verschwiegene Kehrseite der westlichen Moderne bezeichnet wird.

(ebd., S. 73), sobald sie die Erkenntnisperspektive, die ihnen aus einer Position wirtschaftlicher und/oder politischer Macht auferlegt wurde, internalisiert haben.

Dabei ist Okzidentalismus als Diskurs westlicher Hegemonie kein bloßes Synonym für Eurozentrismus. Während Eurozentrismus einen wesentlichen Bestandteil des Okzidentalismus im hier verwendeten Sinne darstellt und beide im Hinblick auf ihre Auswirkungen auf die außereuropäische Welt bis zu einem gewissen Grad als austauschbar betrachtet werden können, ist ihre Wirkungsweise und Reichweite innerhalb Europas selbst unterschiedlich. Wenn für die Verbreitung des Eurozentrismus außerhalb Europas zwei „Gründungsmythen“ ausschlaggebend waren, der Evolutionismus und der Dualismus, wie der peruanische Soziologe Aníbal Quijano (2000, S. 556) ausführt, dienten sie ab dem Zeitpunkt, als sich das Machtzentrum von der iberischen Halbinsel hin zu den Niederlanden und England verlagerte, auch dazu, den Okzidentalismus innerhalb Europas zu propagieren: Auf der einen Seite rechtfertigte die evolutionistische Vorstellung, dass die Menschheit eine lineare Entwicklung mehrerer aufeinanderfolgender Stufen von einem ursprünglichen Naturzustand bis zur westlichen Zivilisation zu durchlaufen hatte, eine *zeitliche* Aufteilung des europäischen Kontinents. Während der Osten immer noch als feudal galt, verkörperte der Süden das Ende des Mittelalters, der Nordwesten hingegen die Moderne. Auf der anderen Seite ermöglichte die dualistische Ansicht, dass die Unterschiede zwischen Europäern und Nicht-Europäern über unüberwindbare natürliche Kategorien wie primitiv-zivilisiert, irrational-rational, traditionell-modern erklärt werden können (vgl. ebd., S. 543), sowohl eine *räumliche* als auch eine *ontologische* Einteilung Europas: Anders als „der“ Orient und „der“ Islam konnte der Osten Europas als weiße, christliche und europäische Region, die jedoch gleichzeitig rückständig, traditionell und überwiegend agrarisch war, nicht als Westeuropas Anderes konstruiert werden, sondern eher als dessen unvollständiges Selbst (vgl. Todorova 1997, S. 18). Die Nähe zu Asien und das Erbe der osmanischen Herrschaft ließen darüber hinaus insbesondere den Balkan als Zwischenstadium zwischen Orient und Okzident erscheinen, der deshalb als halbentwickelt, semikolonial, semizivilisiert oder halborientalisch (vgl. Todorova 2002) galt.

Die Unterkategorien innerhalb der imperialen Landkarte Europas dienten so der positiven Sanktionierung okzidentaler Hegemonie, die damit zur einzigen Instanz einer universellen Definition der Moderne wurde.

3 Lateinamerika

3.1 Die „mission civilisatrice“ und die mentalen Kartografien

Die Machtstruktur, innerhalb derer die jeweils herrschenden Vorstellungen von Grenzen räumlicher wie symbolischer Art definiert wurden – und damit die Basis für Okzidentalismus als hegemoniale „mental map“ –, stellte im langen 16. Jahrhundert die koloniale Expansion des christlichen Westeuropas dar. Die mit der Entdeckung Amerikas einhergehende Erkenntnis, dass die Grenzen der bisher bekannten Welt sich nicht mit den Grenzen der Menschheit deckten (vgl. Mignolo 2000), brachte eine radikale Veränderung des okzidental-christlichen Weltbildes und seiner grafischen Repräsentationen mit sich. Während frühere europäische Kartografien die Einteilung der Weltregionen gemäß dem

christlichen Dogma vornahmen und auf dieser Grundlage Europas Überlegenheit gegenüber Asien und Afrika begründeten (vgl. Mignolo 1995, S. 230), fanden die Bewohner der Neuen Welt nur als Wilde, Kannibalen und Barbaren – aus christlicher Sicht also Untermenschen – Eingang in das europäische Repräsentationssystem. In einer der ersten Landkarten des 16. Jahrhunderts, in denen Amerika getrennt vom asiatischen Raum dargestellt wird, ist der neue Kontinent als separate Landmasse abgebildet, die von Kannibalen bevölkert ist (Abb. 4).

Die entsprechende koloniale Landkarte im Sinne Coronils differenzierte so zwischen dem europäischen Selbst und dem Anderen der Neuen Welt, eine Abgrenzung, die zum einen die Koordinaten der christlichen Welt bekräftigte, zum anderen sie mit einer Mission betraute – der Erlösung der Barbaren. Die damit vorgenommene Hierarchisierung von Differenz würde anschließend das Verhältnis zwischen der „alten“ und der „neuen“ Welt bestimmen und ihre jeweiligen Selbstbeschreibungen nachhaltig prägen (vgl. Quijano u. Wallerstein 1992; Mignolo 1995, 2000), insbesondere weil ihr eine Hierarchisierung von Zeit und Raum entsprach, die in der Verobjektivierung kartografischer Praxis ihren Ausdruck fand. Während frühere Kartografien eine Darstellung des Raumes erlaubten, die um die religiöse oder ethnische Identität des Auftraggebers herum organisiert war und diese als Ausgangspunkt nahm, beanspruchte die europäische Kartografie ab dem 16. Jahrhundert einen „universellen“ Blick auf den Raum, dessen Neutralität und Objektivität ihm einen wissenschaftlichen Charakter zusicherte, sodass demgegenüber andere Repräsentationen als subjektiv und deshalb „vorwissenschaftlich“ erschienen. Dieser universelle Blick



Quelle: *Typus cosmographicus universalis*, S. Grynaeus/H. Hoblein/S. Münster, 1532

Abb. 4: Darstellung Amerikas im 16. Jahrhundert

stellt die Nullpunktsperspektive dar, auf deren Grundlage die Hierarchisierung von Differenz legitimiert werden kann. Die Nullpunktsperspektive ist somit „ein Instrument, mit dessen Hilfe man sieht, ohne selbst gesehen zu werden“, der „souveräne Blick des unbeobachteten Beobachters“ (Castro-Gómez 2006, S. 43). In den so entstandenen Weltkarten des 16. und 17. Jahrhunderts fungiert die geopolitische Konstruktion Europa als „kulturelles Produktions- und Distributionszentrum, während man Asien, Afrika und Amerika für Orte der ‚Rezeption‘ hält“ (ebd.).

Das wachsende Interesse an der Kartografie, das mit der kolonialen Expansion in der Neuen Welt einherging, spiegelte somit die universalistischen Ansprüche des westlichen Christentums wider und diente gleichzeitig der Kontrolle über die kolonisierten Territorien, indem es die Sammlung von Informationen über Bevölkerung und natürliche Ressourcen legitimierte (vgl. ebd., S. 178). Wie partikularistisch die Perspektive des sogenannten Nullpunkts dabei war, zeigt sich anhand der Tatsache, dass Amerika erst gegen Anfang des 17. Jahrhunderts allgemeine geografische Anerkennung als eigenständiger Erdteil fand, während die Bezeichnung „Amerika“ sich erst am Ende des 18. Jahrhunderts gegen die spanisch-kastilische Vorstellung von „Indias Occidentales“ („Westindien“) durchzusetzen begann (vgl. Lewis u. Wigen 1997, S. 25; Mignolo 1993, S. 240), also parallel zum endgültigen Niedergang des spanischen Reiches und der Ablösung seiner Rolle in der Weltwirtschaft durch England und Frankreich. Als wissenschaftlich galt demnach, was der Sicht des jeweiligen Machtzentrums entsprach. Insbesondere Spanien versuchte, den Machtverlust innerhalb Europas durch die Hinwendung zu seinen Besitztümern in Übersee zu kompensieren. Ihre wissenschaftliche Erkundung mittels geodätischer und kartografischer Arbeiten, geographischer Expeditionen, die Gründung von Fakultäten für Medizin, Botanik, Chemie und Mineralogie, die Errichtung astronomischer Observatorien in Verbindung mit den Bemühungen der spanischen Krone um die Entwicklung der Marine, des Handels und der Industrie wurden als Mittel angesehen, die eigene nationale Stellung zu konsolidieren und gleichzeitig die kolonialen Übergriffe Englands auf die eigenen Übersee-Territorien abzuwehren (vgl. Castro-Gómez 2006, S. 187 ff.).

Diese Entwicklungen drückten zugleich den wachsenden Anspruch nach der Systematisierung von akkumuliertem Wissen aus, der den Wandel im Wissenschaftsverständnis der Aufklärung charakterisierte und der sich im Laufe des 18. Jahrhunderts in der Nachfrage nach der Herausbildung von Spezialdisziplinen bemerkbar machte. Die Geografie hatte dabei allmählich den naturwissenschaftlichen Charakter verloren, der die physische oder allgemeine Geografie charakterisiert hatte, und hingegen als *Landeskunde* den Status einer Hilfswissenschaft der (National-)Geschichte angenommen. Die zahlreichen Landkarten, die in dieser Zeit in den Staaten der ehemaligen sowie aufsteigenden Kolonialmächte Spanien, Portugal, England und Frankreich und in den Kolonien selber erstellt wurden, dienten zum einen der Informationssammlung zum Zwecke der eigenen Nationalstaatsbildung; zum anderen wurde darin die physische, aber hauptsächlich politische, ökonomische und historische Beschreibung der Überseeterritorien als Mittel zum Ausbau des Kolonialhandels unternommen, der gleichzeitig als Teil des nationalen Projektes galt.

Die damit fortgesetzte kartografische Tradition der Aufklärung bediente sich dabei des Prinzips der taxonomischen Klassifikation von klar abgegrenzten und als gleichrangig erachteten Territorien in einer hierarchischen Anordnung, was eine Folge der – für das

18. und 19. Jahrhundert charakteristischen – Extrapolation aus naturwissenschaftlichen Modellen darstellte. Im Falle geografischer Abbildungen sollte diese Repräsentationsform in erster Linie die Vergleichbarkeit und Systematisierung von territorialen Einheiten sicherstellen und gleichzeitig die oben angesprochene Hierarchisierung der Differenz zwischen Europa und den Kolonien legitimieren. Doch die Gleichsetzung dieser Analyseeinheiten mit Nationalstaaten in der westeuropäischen Kartografie reduzierte die damit propagierte neuzeitliche Konzeption von Raum als makrostrukturelle Kategorie einerseits auf die nationalstaatliche Ebene, andererseits wertete sie mittels dieser Auffassung von Raum den Stellenwert europäischer Staaten im Weltmaßstab dauerhaft auf. Diese eurozentrische Sicht auf die globale Geografie, heutzutage als „fallacy of unit comparability“ (Lewis u. Wigen 1997, S. 9) kritisiert, hatte weitreichende politische und ideologische Konsequenzen, von denen in erster Linie die Territorien betroffen waren, auf die der Raumvergleich zielte: die (ehemaligen) Kolonien.

3.2 Lateinamerika im Selbstbild der Moderne

In Lateinamerika hatte das 18. Jahrhundert einen Macht- und Strategiewechsel mit sich gebracht, der mit dem Übergang vom Merkantilismus Spaniens und Portugals zur Freihandelspolitik Englands und Frankreichs zusammenhing. Während der angelsächsische Protestantismus den iberisch geprägten Katholizismus als dominante Religion verdrängte und Deutschland zum intellektuellen Vorbild Europas avancierte, versuchte Frankreich mittels des identitätspolitischen Konzepts der *Latinité* seine eigenen imperialen Ambitionen in Übersee umzusetzen, indem es die hauptsächlich katholischen, romanischsprachigen Länder in seine Einflussphäre brachte – womit es gleichzeitig die politische Rolle der Vereinigten Staaten in der Region einzuschränken suchte. „Lateinamerika“ wurde in dieser Zeit zum neuen Namen eines Subkontinents und zugleich zum Ausdruck des politischen Projekts der kreolischen Eliten, die ehemaligen südamerikanischen Kolonien in Nationalstaaten nach dem Vorbild Frankreichs, Deutschlands und Englands umzuwandeln (vgl. Wallerstein 2005; Mignolo 2005).

Der Wandel der politischen Ziele der Kolonialmächte im Hinblick auf Lateinamerika ging mit Veränderungen in ihrem Selbstverständnis einher. Die aufklärerischen Postulate von der Möglichkeit wissenschaftlichen Fortschritts und der Notwendigkeit der Überwindung von Tradition auf dem Weg in die Moderne ließen die selbsternannte europäische Zivilisation – anders als im christlichen Weltbild – nicht nur als Mittelpunkt der Schöpfung, sondern, mit Hegels Worten, als „das Zentrum und das Ende“² der Welt erscheinen. Mit der Säkularisierung fand also eine Akzentverschiebung statt, die weg von der Vorstellung einer *räumlichen* Grenze zwischen Christen (in Europa) und Barbaren (in den Kolonien) und hin zu einer *zeitlichen* Differenz zwischen der modernen Zivilisation und der primitiven Kolonialwelt führte. Die Zivilisierung, als eine säkulare Mission verstanden, löste den alten Kolonialauftrag der christlichen Missionierung ab und begründete somit die evolutionistische Sicht, anhand derer die Hierarchisierung von Differenz der nächsten Jahrhunderte vorgenommen werden sollte. Zusammen mit dem „Vergleich

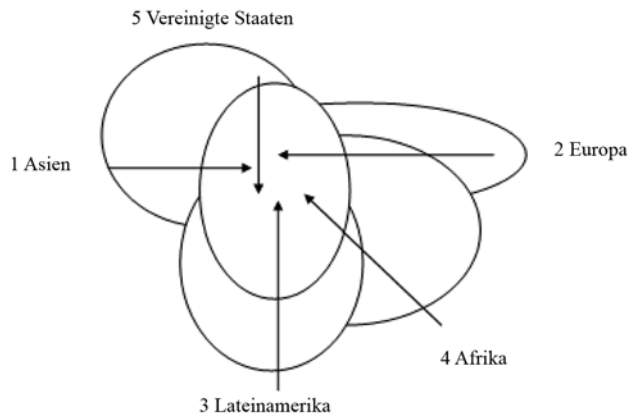
2 „Aber wie Europa überhaupt das Zentrum und das Ende der Alten Welt und absolut der Westen ist, so Asien absolut der Osten.“ (Hegel 1955, S. 235).

zwischen unvergleichlichen, nicht-autonomen Entitäten“ (Wallerstein 2000, S. 107), den das nationalstaatliche Klassifikationsschema möglich machte, schuf die damit vollzogene Institutionalisierung chronologischer Grenzen die Voraussetzungen für die Entwicklungs- und Modernisierungspolitik nach westlichem Vorbild, die den bis heute vorherrschenden evolutionistischen Annahmen über die unilineare Entwicklung nationalstaatlich organisierter Gesellschaften Vorschub leistete.

In einem Versuch, die Logik der Nullpunktsperspektive im Hinblick auf den lateinamerikanischen Erfahrungsraum offenzulegen – und gleichzeitig zu widerlegen –, hat der argentinische Philosoph Enrique Dussel das „ser hispano“– das „Dasein“ (im Sinne Heideggers) als Hispano – als eine Welt an der Grenze vieler Welten bezeichnet. Im 16. Jahrhundert als West- oder Amerindien in das europäische Imaginäre eingegangen, war diese „neue“ Welt für die Kolonisten dadurch zum „Fernen Osten des Fernen Ostens“ (Dussel 2005, S. 43) geworden, dass sie Indien (worunter damals ganz Süd- und Ostasien subsumiert wurden) als östlichsten Punkt in der christlichen Geografie verdrängt hatte. Indem sie jedoch Spanien und Portugal als „finis terra“ (Ende der Welt) in derselben Weltanschauung ersetzt hatte, war sie gleichzeitig auch zu deren westlichstem Punkt – zum „äußersten Okzident des Okzidents“ – geworden. Ab dem 17. Jahrhundert wiederum machte die Angrenzung an die Vereinigten Staaten Mexiko zum „Hohen Norden des Südens“ oder der kolonisierten Peripherien, während der Sklavenhandel, der ebenfalls im 17. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte, den afrikanischen Erfahrungsraum allmählich als wichtigen Bestandteil der kulturellen Grenzidentität in beiden Amerikas beisteuerte (Abb. 5).

Die Inklusion der hispanischen Bevölkerung aus Teilen Neuspaniens in die expandierenden Vereinigten Staaten Ende des 18. Jahrhunderts ließ diese schließlich zum „Tiefen Süden des Nordens“ werden – zu einer entrechtlichten Minderheit inmitten eines immer reicher werdenden wirtschaftlichen Zentrums: „Als die Gemeinschaften der dreizehn Kolonien der Atlantikküste im Nordosten, die sich 1776 vom englischen Joch befreit hatten, mexikanisches Territorium im Westen zu besetzen begannen (...), verlebten sie nicht nur Land ein, sondern auch die hispanische Bevölkerung von „früher“, die im „Inneren“

Abb. 5: Lateinamerika als Welt an der Grenze



Quelle: Dussel 2005, S. 45

einer ihnen unbekanntem „Neuen Welt“, die vom Nordosten kam, eingefangen wurde: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese „Inklusion – gefolgt von einer langsamen Verbreitung der hispanischen Bevölkerung in den Norden hinein, während eines langen Jahrhunderts – wird alle Merkmale einer Vertreibung aufweisen“ (Dussel 2005, S. 52, eigene Übersetzung).

Anhand der Umkehrung kolonialer Landkarten Lateinamerikas gelingt es Dussel, einen aus geowissenschaftlicher Sicht alten Gemeinplatz im aktuellen geopolitischen Kontext zu veranschaulichen: Auf einer rotierenden Sphäre können die Himmelsrichtungen Ost und West nur dann zur Einteilung der gesamten Erdoberfläche in unterschiedliche Regionen verwendet werden, wenn es einen vereinbarten Bezugspunkt gibt (vgl. Lewis u. Wigen 1997, S. 48). Die heutige Exklusion Lateinamerikas aus den meisten Definitionen des Westens, die hingegen Japan mit einschließen, und die damit zusammenhängende Klassifizierung von Hispanos in den USA als Nicht-Weiße einerseits und die von Japanern in Südafrika als „Weiße ehrenhalber“ (Wallerstein 1998, S. 100) andererseits zeigen, dass der vermeintlich universalistische Blick klassischer wie moderner Kartografie ein geopolitisch situierter ist. Vielmehr als zur geografischen Orientierung dienen Definitionen des Westens nach Kriterien wirtschaftlicher und politischer Macht dazu, „Westlichkeit“ mit Entwicklung gleichzusetzen und damit die implizite zeitliche Differenz in der imperialen Landkarte von West vs. Rest zu verfestigen: „The same conceptual maneuver by which Japan is offered (honorary?) membership in the West often requires the exclusion of Latin America from the same metageographical category. When writers use the term West as a substitute for the ‚developed world‘ – contrasting it not with the East but rather with the Third World – all American territory south of the Rio Grande is excluded. Yet in terms of their cultural and social background, the inhabitants of countries such as Argentina and Uruguay are arguably more closely connected to western Europe than are their counterparts in such diverse societies as the United States and Canada. (...) That (...) shows the radical extent to which economic and geopolitical indices have displaced the cultural criteria of the original formulation“ (Lewis u. Wigen 1997, S. 52).

4 Osteuropa

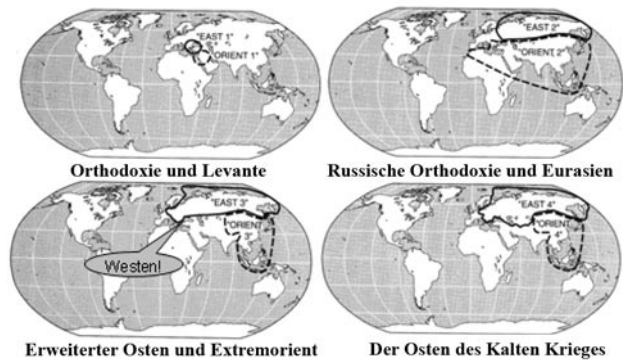
Das U.S.-amerikanische Interesse an einer Vormachtstellung in der westlichen Hemisphäre und einer Loslösung von der „Alten Welt“ trug noch bis zum Zweiten Weltkrieg dazu bei, dass die Vorstellung von Amerika als einem *einzigem* Kontinent den kartografischen Diskurs dominierte. Umgekehrt wurde die Teilung Europas entlang einer West-Ost-Achse sowohl vor als auch nach dem Zweiten Weltkrieg für unterschiedliche geopolitische Projekte instrumentalisiert. Dabei wechselten sich ethnische, ökonomische, imperiale und religiöse Differenzen als das jeweils vorherrschende Kriterium für die Definition von Grenzen zwischen West- und Osteuropa ab und gingen als solche mit verschiedenen Haltungen gegenüber der Nähe des Orients und der von ihm ausgehenden „Bedrohung“ einher. In Geschichtslehrbüchern, Reiseführern und Wirtschaftsberichten dient die Bezeichnung „Tor zum Osten“ deshalb bis heute als Beschreibung für Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und die Türkei gleichermaßen (vgl. Hann 1995, S. 2), sodass unklar bleibt, wann „der Osten“ eigentlich erreicht wird. Auf diese Weise

wird Östlichkeit im europäischen Imaginären bis an die geografischen Grenzen Europas (nach ihrer heutigen Definition) immer wieder weitergereicht – und damit immer wieder abgelehnt. Versuche, eine osteuropäische Identität zurückzuweisen, sind jedoch kein Phänomen des 21. Jahrhunderts, sondern stellen ein historisch wiederkehrendes Muster in der Konstruktion osteuropäischer nationaler Selbstdefinitionen dar (vgl. Wolff 1994; Todorova 1997). Zum einen ist dies mit dem militärischen, ökonomischen und kulturellen Einfluss des Osmanischen Reiches in der Region, zum anderen mit der Darstellung des Islam und des Orients im geopolitischen Selbstverständnis des euro-amerikanischen Zentrums verbunden (vgl. Boatcă 2007). Die Definition des Orients als Träger kultureller Differenz sowie die des Ostens als ein eher geopolitisch Anderes des Okzidents variierten dabei im Laufe der Zeit, ganz wie im Falle der Amerikas, je nach den herrschenden geopolitischen Interessen des jeweiligen okzidentalen Zentrums (Abb. 6).

Der kontinuierliche Prozess der Aushandlung geografischer Grenzen im Zuge der Erhebung historischer Macht- und Territorialansprüche ergab im 20. und 21. Jahrhundert weitere Unterteilungen wie Zentral-, Nord-, Süd- und Südosteuropa. Während Zentraleuropa als dritte Zone zwischen Ost- und Westeuropa gedacht wurde, jedoch mit dem älteren geopolitischen Projekt Mitteleuropa gleichbedeutend war, entstand „Südosteuropa“ als politisch korrekter Begriff für die Bezeichnung des Balkans, die östlichste Region innerhalb des Ostens selbst (vgl. Gallagher 2001, S. 113). Durch ihre Nähe zu Asien und das Erbe der osmanischen Herrschaft war es insbesondere diese letzte Subkategorie, die das Bild einer Brücke zwischen Orient und Okzident heraufbeschworen und folglich auch regelmäßig die Konnotation einer zeitlichen Zwischenstufe angenommen hat – des Halbentwickelten, Semikolonialen, Halbzivilisierten oder Halborientalischen (vgl. Todorova 2002) –, das immer bestrebt ist, die Rückständigkeit gegenüber dem Westen aufzuholen. Die heutige Verwendung derselben, die vermeintliche Balkan-Identität kennzeichnenden Stereotype im massenmedialen, politischen und sozialwissenschaftlichen Diskurs desjenigen Europas, dem sich die ehemals kommunistischen Länder wieder anzuschließen versuchen, macht das Wiederaufleben des damit assoziierten Stigmas zunehmend evident.

Mit der Proklamierung kommunistischer Staaten in der gesamten nicht-westlichen Welt nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die jahrhundertealte kulturelle und religiöse Dimension der Okzident-Orient-Dichotomie durch die vorwiegend politische Bipolarität des

Abb. 6: Versionen des Ostens



Quelle: Lewis & Wigen 1991, S. 56

Kalten Krieges überschattet. Bald nach dem Niedergang der kommunistischen Regime in Osteuropa erfuhr sie jedoch neuen Aufschwung. Für osteuropäische Gesellschaften bedeutete dies nicht nur die erneute Etikettierung als politisch, wirtschaftlich und institutionell rückständig gegenüber dem Westen, sondern auch die Rückkehr zu den alten geografischen Unterteilungen von Zentral-, Nord-, Südeuropa und dem Balkan – samt der ihnen zugrunde liegenden historischen Machtansprüche sowie kulturellen und rassischen Identitäten.

4.1 Europäisierung als Projekt

Ein Paradebeispiel dafür ist die Debatte um die Landkarte, die der amerikanische Politikwissenschaftler Samuel Huntington (1993) benutzte, um seine These vom *Kampf der Kulturen* als Zukunftsmodell globaler Konflikte zu veranschaulichen. Dadurch sollte die Grenze, die um das Jahr 1500 das westliche Christentum vom christlichen Orient und dem Islam trennte, als wichtigste Demarkationslinie Europas herausgestellt werden. Als solche habe sie, laut Huntington, auch den verhältnismäßig kurzlebigen „Eisernen Vorhang“ durch einen „samtenen Vorhang der Kultur“ wieder abgelöst und somit die zivilisatorische Landkarte des 16. Jahrhunderts wiederhergestellt (Abb. 7).

Aus Huntingtons Sicht sind die kulturellen Differenzen, die den Protestantismus und den Katholizismus einerseits und die Orthodoxie und den Islam andererseits kennzeichnen, auch für maßgeblich unterschiedliche Grade der ökonomischen Entwicklung im Westen bzw. Osten verantwortlich. Ihr Einfluss auf den Verlauf der europäischen Moderne wird ebenfalls für zentral erachtet: Während das westliche Christentum laut Huntington am Feudalismus, der Renaissance, der Aufklärung, der Französischen Revolution und der Industrialisierung aktiv beteiligt war und unmittelbar durch sie geprägt wurde, waren orthodoxe Christen wie auch europäische Muslime ihm zufolge davon nur „leicht berührt“ worden. Auf derselben Grundlage werden stabile Demokratien im Westen als wahrscheinlich, im Osten hingegen als fraglich eingestuft (Tab.).

Huntingtons Landkarte wird somit symptomatisch für die Wiederbelebung eines Diskurses, demgemäß sich die Selbstdefinition Westeuropas als wohlwollend, befreiend und zivilisatorisch vor dem Hintergrund eines permanent rückständigen und wiederholt unterdrückten Ostens abhebt. Im Kontext des selbsternannten zivilisatorischen Projektes der Europäischen Union hat dies für diejenigen osteuropäischen Gesellschaften, die am „Saum“ des „samtenen Vorhangs“ angesiedelt sind, einen Wettbewerb um Identitäten zur Folge, für den die Übernahme des okzidentalen Landkartenmodells eine Voraussetzung ist: Der begehrte Einsatz – Zugang zu westlichen Märkten, Beschäftigungsmöglichkeiten und Finanzhilfe – verlangt dabei die Verwerfung oder zumindest das Herunterspielen ihrer „Östlichkeit“ und die Erklärung einer Verwestlichungsabsicht. Die Bemühung, dadurch in die Nullpunktperspektive aufgenommen zu werden, dass man einerseits die eigene historische und/oder kulturelle Zugehörigkeit zu West- oder Zentraleuropa statt zum Osten beteuert, andererseits den östlichen Nachbarn den europäischen Status ganz abspricht, mündet in die bizarre mentale Geografie eines Kontinents mit einem Westen und einem Zentrum, aber ohne Osten (vgl. Okey 1992, S. 104).

Die Aushandlung kultureller und rassischer Identitäten, die auf der Zurückweisung einer eigenen orientalischen Vergangenheit, der Betonung des eigenen Beitrags zur euro-

Abb. 7: Die Transformation Westeuropas



Quelle: Huntington 1993

päischen Zivilisation und der Konzeptualisierung der Integration in die Europäische Union als eine „Rückkehr nach Europa“ basieren, dominieren noch einmal den osteuropäischen Identitätsdiskurs. Auf der einen Seite haben nationale Eliten im Falle Kroatiens wie auch Sloweniens den politischen und wirtschaftlichen Übergang ihrer Länder in den 1990er Jahren als Befreiung von der „balkanischen Finsternis“ (vgl. Lindstrom 2003, S. 319) bezeichnet. Gleichzeitig basierte das Wahlversprechen, sich institutionell und wirtschaftlich Europa wieder anzuschließen, sowohl in Kroatien als auch in Polen auf der Betonung der Rolle, die das jeweilige Land als „Bollwerk des Christentums“ gegenüber

Tab.: Huntingtons „Samtener Vorhang der Kultur“

Gefälle	Nord/West	Süd/Ost
Religion	protestantisch/katholisch	orthodox/muslimisch
wirtschaftlicher Fortschritt	hoch	niedrig
Rolle in der Geschichte der europäischen Moderne (zukünftiges) politisches System	zentral stabile Demokratie	peripher ? (Demokratie fraglich)

Zusammengestellt aus: Huntington 1993

der osmanischen Gefahr gespielt hatte (vgl. Bakić-Hayden 1995, S. 922), während im gesamten ehemaligen Jugoslawien die Argumente der historischen Zugehörigkeit zu Zentraleuropa – anstatt zu Osteuropa oder dem Balkan – die Wahlkampagnen prägten (vgl. ebd., S. 924; Lindstrom 2003, S. 324).

Ob bei der Strategie, die die Kandidaten zur Europäisierung in solchen Aushandlungen verfolgen, das Augenmerk auf der Anerkennung ihrer historischen Rolle bei der Aufrechterhaltung der Christenheit Europas, auf dem gegenwärtigen Fortschritt ihrer liberalen Demokratien oder auf dem „Weißsein“ ihrer Bevölkerungen (vgl. Böröcz 2001, S. 32) liegt, ist dabei unerheblich. Das Hauptziel ist in allen Fällen die Erlangung vollständiger Europäizität, deren Verwirklichung von einem vollständigen Bruch mit dem Islam, dem Orient und dem osmanischen Erbe abhängt. Individuelle Abgrenzungsstrategien beruhen dabei auf dem Weiterreichen der Merkmale von Östlichkeit, Orientalismus und letztlich Nicht-Weißsein an neu konstruierte „Andere“ innerhalb der Region in einer internen Reproduktion von Orientalismus bzw. Balkanismus: „while Europe as a whole has disparaged not only the orient ‚proper‘, but also the parts of Europe that were under oriental Ottoman rule, Yugoslavs who reside in areas that were formerly the Habsburg monarchy distinguish themselves from those in areas formerly ruled by the Ottoman Empire and hence ‚improper‘. Within the latter area, eastern Orthodox peoples perceive themselves as more European than those who assumed identity of European Muslims and who further distinguish themselves from the ultimate orientals, non-Europeans.“ (Bakić-Hayden 1995, S. 922).

Insbesondere nach dem 11. September 2001 und der diskursiven Konstruktion der terroristischen Bedrohung als „islamische Herausforderung“ in der westlichen Welt ist Verwestlichung zunehmend zu einer Frage der Parteilagergreifung im Kampf der Kulturen geworden, den Huntington als charakteristisch für zukünftige Konflikte ansah. Vor diesem Hintergrund deutet die Tatsache, dass die vorerst letzten Aufnahme runden der Europäischen Union unter der Bezeichnung „Osterweiterung“ stattfanden und dass der Beitritt zentral- und südosteuropäischer Länder zur EU als „Europäisierungsprozess“ aufgefasst wird, erneut auf den Brückencharakter hin, den der Osten Europas im westlichen Verständnis annimmt. Folglich ist der Allgemeinbegriff „Europa“, mit dem im 19. und 20. Jahrhundert West-, Nord- und Teile Südeuropas designiert wurden, heute gleichbedeutend mit der „Europäischen Union“, während die östlichen Teile des Kontinents als eine Region umdefiniert wurden, deren politische, soziokulturelle und religiöse Europäizität fraglich und deren wirtschaftliche und juristische Standards unzureichend sind.

Der Diskurs der „Europäisierung“ reinstrumentalisiert somit die orientalistische Symbolik, um die Distanz vom Orient als Maßstab für Standards der Modernität und Zivilisation zu etablieren; gleichzeitig mobilisiert er die so entstandenen Minderwertigkeitskomplexe mit Hilfe einer quantitativen Inferiorisierungslogik (vgl. Böröcz 2001, S. 23): Als die aus westlicher Sicht perzipierte islamische Gefahr an die Stelle der kommunistischen Gefahr getreten ist, hat Osteuropa den Status einer politischen und ökonomischen Zweiten Welt für denjenigen einer kulturellen und rassischen Zweiten Welt eingetauscht. Als Westeuropas unvollständiges Selbst (vgl. Todorova 1997, S. 18) kann Osteuropa im Allgemeinen und der Balkan im Besonderen in die Identität der expandierenden Europäischen Union sowohl inkludiert – als weiße, christliche und europäische Region – als auch exkludiert werden – als wirtschaftlich rückständig, kulturell halborientalisch und politisch instabil. Die Logik der Exklusion ist somit zwar an die des Orientalismus angelehnt, weist ihr gegenüber jedoch qualitative Unterschiede auf: „Der Balkanismus wurde zur rechten Zeit der geeignete Ersatz für die emotionale Entlastung, die der Orientalismus dem Westen geboten hatte, indem er ihm die Bürde des Rassismus, des Kolonialismus, des Eurozentrismus und der christlichen Intoleranz gegenüber dem Islam abnahm. (...) Wie der Orient dient auch der Balkan als ein Repositorium von negativen Eigenschaften, demgegenüber ein positives und selbstherrliches Bild von Europa und dem „Westen“ konstruiert wird. Der Osten und der Orientalismus erstehen als unabhängige semantische Werteinheiten wieder, der Balkan bleibt aber in Europas Bann – er ist seine Antizivilisation, sein Alter Ego, die dunkle Seite im Inneren.“ (Todorova 2004, S. 235).

4.2 Die Rückkehr des Orientalismus

Dass die Theorie und Praxis der Osterweiterung der Europäischen Union als „Instrument der Orientalisierung“ (Böröcz 2001, S. 6) fungieren, wird anhand der Tatsache deutlich, dass die vorerst letzten Länder, die in die EU aufgenommen wurden, Rumänien und Bulgarien waren, die letzten, die über eine eventuelle Aufnahme verhandeln, Kroatien und Mazedonien sind, während die Verhandlungen mit der Türkei, deren Antrag auf Vollmitgliedschaft über zwanzig Jahre zurückliegt, wiederholt auf Eis gelegt wurden und gegenwärtig auf starken Widerstand vonseiten Frankreichs und zum Teil auch Deutschlands stoßen. Die Reihenfolge der Inklusion neuer Länder in die Europäische Union scheint somit den Grad ihrer jeweiligen Verbindung zu oder Überlappung mit dem osmanischen Erbe, das als Gegenteil zur politisch und kulturell erwünschten Europäizität konstruiert wird, fast exakt zu reproduzieren (Abb. 8).

Von der Europäischen Kommission explizit als „entscheidende Maßstäbe für den EU-Beitritt“ (Rehn 2006, S. 5) bezeichnet, erinnern die Kriterien, anhand derer der „Fortschritt“ östlicher Kandidaten beurteilt wird, stark an den Orientalismus des 19. Jahrhunderts. Sowohl Korruption und Menschenhandel (insbesondere in der Form von Zwangsprostitution), als auch die fehlende Autorität des Gesetzes, die für den verspäteten Beitritt Rumäniens und Bulgariens während der fünften Erweiterungsrunde (Europäische Kommission 2006) wie für die stockenden Verhandlungen mit Kroatien und der Türkei (Europäische Kommission 2009) verantwortlich gemacht wurden, gehören zum Repertoire des orientalischen Despotismus, der in den Vorstellungen über den Orient während des 18. und 19. Jahrhunderts eine prominente Rolle eingenommen hatte. Sie als Kern-



Quelle: CIA World Factbook 2004

Abb. 8: Landkarte EU-Beitritte und Kandidatenländer 2004

probleme der evaluierten Länder herauszuheben, lässt die Beitrittskandidaten nicht nur als exotisch und unterlegen erscheinen (vgl. Kovács 2001, S. 205), sondern – was noch wichtiger ist – führt ihre Missstände auf eine Vergangenheit zurück, die die Mitgliedsstaaten bereits überwunden haben. Die offizielle EU-Rhetorik stimmt demnach in den entsprechenden pädagogischen Diskurs ein:

„Somit hatte die fünfte EU-Erweiterung eine politische und *geistige Dimension*. Durch sie konnten mehrere Länder – Estland, Lettland, Litauen, Malta, Polen, die Slowakei, Slowenien, die Tschechische Republik, Ungarn und Zypern –, die nicht nur geografisch, sondern auch *ihrer Kultur, ihrer Geschichte und ihren Bestrebungen nach genauso europäisch sind wie die anderen*, Mitglieder der demokratischen europäischen Familie werden. Heute sind sie als Partner an dem grandiosen Projekt beteiligt, das die Gründerväter der EU einst eronnen haben.

Bulgarien und Rumänien erlangten 1995 den Status von Kandidatenländern. Der Weg zur Mitgliedschaft dauerte bei diesen beiden Ländern länger als bei den zehn anderen, doch seit dem 1. Januar 2007 gehören sie zur EU, die jetzt also 27 Mitglieder zählt.

Die Türkei, Mitglied der Nato und seit langem durch ein Assoziierungsabkommen mit der EU verbunden, bewarb sich 1987 um die EU-Mitgliedschaft. *Wegen der geografischen Lage* und politischen Geschichte des Landes reagierte die EU erst nach langem Zögern positiv“ (EU 2009, eigene Hervorhebung).

Nach dem 11. September 2001 sind die Gründe, dem einzigen Beitrittskandidaten, dessen Staatsreligion der Islam ist, die Mitgliedschaft zu verweigern, zusätzlich verstärkt worden. Die Solidaritätsbekundungen der Europäischen Union mit dem Kampf der Vereinigten Staaten gegen den „Islamischen Terrorismus“ liefen parallel zu Debatten darüber, ob die gemeinsame europäische Verfassung Bestimmungen über die „christlichen Wurzeln Europas“ enthalten und damit Verweise auf das islamische Erbe ausschließen sollte. Obwohl die Initiative, angeführt von acht katholischen europäischen Ländern,³ schließlich gescheitert ist, offenbart die ihr zugrunde liegende kognitive Landkarte eine Verschärfung des Gefalles zwischen Christen und Muslimen, die sich sowohl in der Einwanderungspolitik und den Unterrichtsplänen der EU-Länder als auch in ihren Beitrittsverhandlungen mit neuen Kandidaten beobachten lässt. Dass Albanien, ein Land mit einer großen muslimischen Mehrheit und einer langen Geschichte osmanischer Herrschaft, immer noch nicht den Status des EU-Kandidaten genießt, da laut der Europäischen Kommission die Voraussetzung – eine „Annäherung zwischen Albanien und europäischen Werten und Standards“ (Europäische Kommission 2006) – nicht erfüllt ist, ist in diesem Kontext aufschlussreich.

Währenddessen wird das südamerikanische Französisch-Guyana von EU-Statistiken aufgrund administrativer Zugehörigkeit zur Französischen Republik als „ärmste Region Frankreichs“ erfasst. Die geografische Lage und die kulturelle Zugehörigkeit zu Europa werden jedoch in diesem Falle nicht thematisiert beziehungsweise nicht hinterfragt. Kulturell und geografisch außereuropäische Weltteile wie die überseeischen Territorien Frankreichs, Spaniens, Portugals und der Niederlande gehören somit selbstverständlich zur EU, während ihr anderes Zugehörigkeitsmerkmal, die Christlichkeit, sich nur europäischer Kolonialisierung verdankt. Die These der kulturellen Diffusion, wonach außereuropäische Gebiete nur Orte der Rezeption derjenigen Elemente von Zivilisation und Fortschritt sind, die im Westen Europas aus einem langen Entwicklungsprozess resultierten, kommt darin wiederholt zum Ausdruck.

Insofern stellt das geopolitische Projekt der Europäischen Union die aktuelle Institutionalisierung der Nullpunktperspektive dar, die in diesem Fall sowohl die Grenzen des Westens als auch die des Kontinents gemäß der eigenen imperialen Landkarte und entgegen den geografischen Kriterien zur Basis eines suprastaatlichen politischen und juristischen Gebildes erklärt.

5 Ausblick – Entgrenzte Welt?

In der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Diskussion zu Globalisierung und Europäisierung kommen nationalstaatliche und innereuropäische Grenzen vor allem im Zusammenhang mit ihrem Bedeutungsverlust vor: Weltweit geben Nationalstaaten zunehmend

3 Spanien, Polen, Irland, Portugal, die Slowakei, die Tschechische Republik, Malta, Italien.

Kompetenzen an supranationale Akteure ab; innerhalb Europas hat das Ende des Kommunismus einen beispiellosen Einigungsprozess von Ost und West in Gang gesetzt, bei dem alte Grenzen entmilitarisiert oder gar abgeschafft wurden; neue Nord-Süd-Gegensätze haben diejenigen Grenzen zwischen Erster, Zweiter und Dritter Welt ersetzt, die nicht bereits obsolet geworden waren.

Entgrenzungen auf der einen Seite und neue Prozesse von „re-bordering“ (Rumford 2006) auf der anderen scheinen also die globalisierte Welt des 21. Jahrhunderts viel eher zu charakterisieren als alte Abgrenzungsschemata wie „West vs. Rest“ oder Zentrum und Peripherie. Im Falle Europas ist dieser Wandel deshalb als „post-Westernization“ (Delanty 2003) beschrieben worden, als ein Prozess, in dem interzivilisatorische Dynamiken ein kosmopolitisches Europa mit unterschiedlichen Ausprägungen von und Erfahrungen mit Modernität produzieren, anstatt, wie Huntington in seiner These formuliert, die Grenzen zwischen Zivilisationen zu regelmäßigen Konfliktzonen zwischen ihnen werden zu lassen: „the cultural logic of Europeanization has brought a decrease in border conflicts and a general move in the direction of more cosmopolitan orientations. (...) In sum, the border is not just a conflict zone where a primordial clash of civilizations is played out. The border takes many different forms and includes sites of negotiation (...). In such cases, the periphery has moved beyond the limits of border thinking and the simple polarities of self versus other are losing their force.“ (Delanty 2007, S. 10).

Zwar liefern sowohl die Entstehung neuer Grenzen („re-bordering“) als auch die Kosmopolitisierung Europas gewichtige Argumente für die Zurückweisung der These vom „clash of civilizations“. Die Überbetonung dieser Phänomene (ver)führt jedoch gleichzeitig dazu, wiederkehrende Muster der Hierarchisierung von Differenz an noch bestehenden Grenzen zu unterschätzen, an denen Aushandlungsprozesse weiterhin höchst asymmetrisch verlaufen (vgl. Armstrong 2007, S. 4). Sich auf die neue Qualität von Grenzen als Aushandlungsinstanzen zu konzentrieren, birgt somit die Gefahr, die Einseitigkeit der Repräsentation einer einzigen Position im Aushandlungsprozess zu reproduzieren, die als neuer „Nullpunkt“ der Beobachtung fungiert. Der vorliegende Beitrag hat deshalb für einen Ansatz plädiert, der sowohl die historischen Kontinuitäten in den Abgrenzungsstrategien, auf denen kollektive Identitätsbildungsprozesse auch unter veränderten geopolitischen Bedingungen des 21. Jahrhunderts beruhen, als auch die Machtverhältnisse, zu deren diskursiver Verfestigung Ab- und Ausgrenzungen beitragen, zu berücksichtigen vermag.

Literatur

- Armstrong, W. (2007). Introduction. Borders in an unequal world. In W. Armstrong (Hrsg.), *Geopolitics of European Union enlargement. The fortress empire* (S. 1–8). London: Routledge.
- Bakić-Hayden, M. (1995). Nesting orientalisms: The case of former Yugoslavia. *Slavic Review*, 54, 917–931.
- Boatcă, M. (2007). Wie weit östlich ist Osteuropa? Die Aushandlung gesellschaftlicher Identitäten im Wettkampf um Europäisierung. *Forum für osteuropäische Ideen- und Zeitgeschichte*, 11, 9–29.
- Böröcz, J. (2001). Introduction: Empire and coloniality in the „eastern enlargement“ of the European Union. In J. Böröcz & M. Kovács (Hrsg.), *Empire's new clothes. Unveiling EU enlargement* (S. 4–50). Holly Cottage: Central European Review.

- Castro-Gómez, S. (2006). *Aufklärung als kolonialer Diskurs. Humanwissenschaften und kreolische Kultur in Neu Granada am Ende des 18. Jahrhunderts*. <http://www.dart-europe.eu/full.php?id=37771>. Zugegriffen Nov. 2009.
- Chatterjee, P. (1993). *Nationalist thought and the colonial world: A derivative discourse*. Minneapolis: University of Minneapolis Press.
- Coronil, F. (1996). Beyond occidentalism: Toward non-imperial geohistorical categories. *Cultural Anthropology*, 11, 51–87.
- Delanty, G. (2003). The making of a post-western Europe: A civilisational analysis. *Thesis Eleven*, 72, 8–25.
- Delanty, G. (2007). *Peripheries and borders in a post-western Europe*. <http://www.eurozine.com/articles/2007-08-29-delanty-en.html>. Zugegriffen Nov. 2009.
- Dussel, E. (2005). „Ser Hispano“: Un Mundo en el „Border“ de Muchos Mundos. In R. Grosfoguel, N. Maldonado-Torres & J. D. Saldívar (Hrsg.), *Latin@s in the World-System. Decolonization struggles in the 21st century U.S. empire* (S. 41–55). Boulder: Paradigm Publishers.
- Elias, N. (1990). Zur Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen. In N. Elias & J. L. Scotson (Hrsg.), *Etablierte und Außenseiter* (S. 7–56). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- EU (2009). *Die EU im Überblick. Erweiterung und Nachbarschaftspolitik*. http://europa.eu/abc/12lessons/lesson_3/index_de.htm. Zugegriffen Nov. 2009.
- Europäische Kommission. (2006). *Mitteilung der Kommission an das Europäische Parlament und den Rat. Erweiterungsstrategie und wichtigste Herausforderungen 2006–2007*. http://ec.europa.eu/enlargement/pdf/key_documents/2006/nov/com_649_strategy_paper_de.pdf. Zugegriffen Nov. 2009.
- Europäische Kommission. (2009). *Mitteilung der Kommission an das Europäische Parlament und den Rat. Erweiterungsstrategie und wichtigste Herausforderungen*. http://ec.europa.eu/enlargement/pdf/key_documents/2009/strategy_paper_2009_de.pdf. Zugegriffen Nov. 2009.
- Gallagher, T. (2001). *Outcast Europe: The Balkans, 1789–1989*. London: Routledge.
- Hann, C. M. (1995). *The skeleton at the feast: Contributions to east European anthropology*. Canterbury, UK: CSAC Monographs.
- Hegel, G. W. F. (1955). *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, Bd.1: Die Vernunft in der Geschichte*. Hamburg: Meiner.
- Huntington, S. (1993). The clash of civilizations? *Foreign Affairs*, 72, 22–49.
- Kovács, M. (2001). Putting down and putting off: The EU's discursive strategies in the 1998 and 1999 follow-up reports. In J. Böröcz & M. Kovács (Hrsg.), *Empire's new clothes. Unveiling EU enlargement* (S. 196–234). Holly Cottage: Central European Review.
- Lewis, M. W., & Wigen, K. E. (1997). *The myth of continents. A critique of metageography*. Berkeley: University of California Press.
- Lindstrom, N. (2003). Between Europe and the Balkans: Mapping Slovenia and Croatia's „return to Europe“ in the 1990's. *Dialectical Anthropology*, 27, 313–329.
- Mignolo, W. (1993). Misunderstanding and colonization: The reconfiguration of memory and space. *South Atlantic Quarterly*, 92, 209–260.
- Mignolo, W. (1995). *The darker side of the renaissance: Literacy, territoriality, and colonization*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Mignolo, W. (2000). *Local histories/global designs: Coloniality, subaltern knowledge, and border thinking*. Princeton: Princeton University Press.
- Mignolo, W. (2005). *The Idea of Latin America*. London: Blackwell Press.
- Okey, R. (1992). Central Europe/eastern Europe. Behind the definitions. *Past and Present*, 137, 102–133.
- Pinker, S. (1997). *How the mind works*. London: Penguin Books.
- Quijano, A. (2000). Coloniality of power, eurocentrism, and Latin America. *Nepantla: Views from South*, 1, 533–580.

- Quijano, A., & Wallerstein, I. (1992). Americanity as a concept, or the Americas in the modern world-system. *International Journal of Social Sciences*, 134, 549–557.
- Rehn, O. (2006). *Bulgaria and Romania – preliminary assessment*. http://www.europa-eu-un.org/articles/en/article_5879_en.htm. Zugegriffen Nov. 2009.
- Rumford, C. (2006). Borders and rebordering. In G. Delanty (Hrsg.), *Europe and Asia between east and west: Towards a new cosmopolitanism* (S. 181–192). London: Routledge.
- Said, E. W. (1979). *Orientalism*. New York: Vintage.
- Todorova, M. (1997). *Imagining the Balkans*. New York: Oxford University Press.
- Todorova, M. (2002). The Balkans as category of analysis: Border, space, time. *Archiv für Österreichische Geschichte*, 137, 57–83.
- Todorova, M. (2004). Historische Vermächtnisse als Analysekatgorie. Der Fall Südosteuropa. In K. Kaser, D. Gramshammer-Hohl, & R. Pichler (Hrsg.), *Europa und die Grenzen im Kopf* (S. 227–252). Klagenfurt: Wieser.
- Wallerstein, I. (1998). Die Konstruktion von Völkern: Rassismus, Nationalismus, Ethnizität. In E. Balibar & I. Wallerstein (Hrsg.), *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten* (S. 87–106). Hamburg: Argument.
- Wallerstein, I. (2000). Modernization: Requiescat in pace. In ders. (Hrsg.), *The essential Wallerstein* (S. 106–111). New York: The New Press.
- Wallerstein, I. (2005). Latin@s. What's in a name? In R. Grosfoguel, N. Maldonado-Torres & J. D. Saldívar (Hrsg.), *Latin@s in the world-system. Decolonization struggles in the 21st century U.S. empire* (S. 31–39). Boulder: Paradigm Publishers.
- Wolff, L. (1994). *Inventing eastern Europe*. Stanford: Stanford University Press.

Manuela Boatcă, geb. 1975, Dr. phil., wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie und Soziologische Theorie, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt. Forschungsschwerpunkte: Politische und Entwicklungssoziologie, historisch-vergleichende Soziologie und Weltssystemanalyse, Postkolonialismus, Gewalt- und Genderforschung. Ausgewählte Veröffentlichungen: The eastern margins of empire. Coloniality in 19th century Romania, in: *Cultural Studies* 20, 2007; Die zu Ende gedachte Moderne. Alternative Theoriekonzepte in den lateinamerikanischen und osteuropäischen Peripherien, in: *Zeitschrift für Weltgeschichte*, 10, 2009; (mit S. Costa und E. Gutiérrez-Rodríguez, Hrsg.) *Decolonising European sociology. Transdisciplinary approaches*, 2010 (i. E.).